

# Der Schularzt

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **22 (1917-1918)**

Heft 11

PDF erstellt am: **05.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-311330>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

hineinbringen wollen ist vom Übel. — Die Ferien stellen eine Forderung an uns und diese heisst: Ruhe. Und wenn noch so viel vor uns stände, von dem wir meinen, es müsse getan werden, denken wir immer vor allem daran, dass Ruhe und Erholung uns Pflicht sind, grad ebenso wie die Arbeit. Kehren wir ohne neue lebendige Kraft in die Schulstube zurück, dann haben wir unsere Pflicht nicht erfüllt, denn wir können unsern Kindern nicht geben, was wir sollten. Auch wenn wir aus unserer gewohnten Umgebung nicht herauskommen, wenn wir es nicht umgehen können da und dort mitanzugreifen, so soll uns die Ruhe doch ebenso heilig sein wie die Arbeit. Einen Wald oder sonst ein einsames, stilles Plätzchen werden wir überall finden, wo wir ganz mit uns allein sind, wo wir uns ungestört der völligsten Ruhe hingeben können.

Ein unschätzbares Kleinod ist uns der Wald. Frisch und gesund weht da die Luft. Der harzige Tannenduft ist so gut für unsere Lungen. Wie herrlich ist es, auf dem grünen Moos zu liegen, über sich die Baumkronen und den blauen Himmel. Wie beruhigend wirkt die tiefe Stille auf die abgespannten Nerven. Die Zeit ist gewiss nicht verloren, wenn wir ganze Stunden, ganze Nachmittage im Wald verbringen. Dieses Zusammensein mit der Natur wird uns zum Segen in jeder Hinsicht. Wie viel Schönes und Grosses offenbart sich uns in solchen Stunden! — Während sich unsere Nerven beruhigen und unserm Körper durch reine Waldluft neue Kraft zuströmt, füllt sich auch unser Inneres mit neuen, schönen Bildern. Die Natur ist so reich, dass sie uns alle auch reich machen kann. Wenn uns da der Sinn aufgeht für den Reichtum an Farben und Formen, wenn wir uns hineinversenken in die Geheimnisse des Tier- und Pflanzenlebens, dann haben wir einen Schatz in uns aufgenommen, der uns zu einem unerschöpflichen Quell wird.

Wenn wir es verstehen, die Ferien recht zu geniessen, dann werden wir voll Freud, voll neuer Kraft, voll frischer Fülle wieder an die Arbeit gehen und auf unserm Werk wird Segen ruhen. — Wenn wir uns nicht zu früh verbrauchen wollen, dann müssen wir es lernen, Arbeit und Ruhe richtig zu verteilen, und zwar nicht nur in den Ferien. Wie manche Kollegin könnte freudiger und fröhlicher im Beruf aushalten, wenn sie das richtig erfasste, denn nur als gesunde Menschen können wir tüchtige Arbeit leisten.

Wenn wir im Bewusstsein unserer neuen Kraft und unseres innern Reichtums wieder vor unsern Kindern stehen, dann werden wir es mit Befriedigung erfahren, dass kein Tag der Ruhe verloren war. C. M.

---

## Der Schularzt.

Die Stadt Wünschental hatte den Ehrgeiz, nicht nur bedeutende Industrie- und Handelsstadt zu sein, sondern es pulsierte in ihr, ohne dass sie Universitätsstadt war, reiches Geistesleben. Es fehlte ihr im übrigen nicht an Schulen aller Art, und die Stadt hatte von altersher den Ruhm, eine Schulstadt zu sein. Es geschah also den Wünschentalern bitter unrecht, wenn sie von den Universitätsstädtlern über die Achsel angesehen wurden. Den Wünschentalern fiel es aber nicht ein, auf ihren Schulstadtlorbeeren auszuruhen, bis sie sich in Staub und Asche verwandelten, sondern, wo immer sich Gelegenheit bot, fügten sie neue, grüne Reiser in ihre Ruhmeskränze und scheuten nicht Mühe und Kosten, um die frischen Lorbeerzweige im In- oder Auslande zu erwerben.

Einen ersten Platz unter den schulfreundlichen Institutionen und Organisationen der Stadt nahmen diejenigen für Schulgesundheitspflege ein; denn die Wünschentaler hatten einen vorzüglichen Schularzt — einen Schularzt, um den man sie beneiden konnte, trotzdem er eigentlich nicht berühmt war in dem Sinne, wie die Welt dies „berühmt“ auffasst.

Man hatte in Wünschental ernstlich darüber diskutiert, ob ein Schularzt im Hauptamt oder ein solcher im Nebenamt angestellt werden sollte.

Noch war man nicht ganz schlüssig geworden, als eines Abends am Stammtisch der Ärzte „Dr. Frohmann“ seinem Kollegen, dem Schuldirektor, freundschaftlich auf die Schulter klopfte: „Habt ihr jetzt einen Schularzt?“ „Nein!“ antwortete etwas kurz der sonst meist sehr liebenswürdige Schuldirektor. „Die Sache kostet Geld. Der Schularzt im Nebenamt kostet zwar nicht so viel, ist aber nicht ganz das, was unserer Stadt wohl ansteht, der Schularzt im Hauptamt — eine teure Geschichte.“ — „Hm, da wüsst ich einen Ausweg,“ meinte Dr. Frohmann. „Wenn es mit dem Nebenamt und mit dem Hauptamt nicht geht, so versucht es doch mit dem Schularzt im *Ehrenamt*.“ So etwas hatte der Schuldirektor nicht erwartet, ja, er streifte seinen Freund mit einem besorgten Blick; denn bei normaler Verfassung konnte doch Dr. Frohmann keine solchen Phantasien bauen. Im Ehrenamt — nein, das wäre schon allein vom sozialen Standpunkt undenkbar, dass einer käme und etwas umsonst tun würde, wofür man sich mit Fug und Recht bezahlen lassen konnte. Aber Dr. Frohmann machte hinter seinen Brillengläsern ein so ernsthaftes Gesicht, dass der Schuldirektor fragte: „Weisst *Du* vielleicht einen solchen *Übermenschenfreund*, der dies Amt als Ehrenamt verwalten würde — vielleicht ein Frauenzimmer, die sind vorläufig auf der Stufe der Ehrenämter angelangt, sind aber nicht nach meinem Geschmack.“

„Nun, nun, so übel wäre der Gedanke nicht, eine Ärztin für das Amt zu gewinnen, man denke nur an den Unterricht in Gesundheitslehre an der höheren Töchterschule, an die Kurse in Säuglingspflege, Volksgesundheitspflege, Anti-alkoholunterricht. Das sind Gebiete, über welche sehr gut oder besser die Ärztin zum heranwachsenden Mädchen sprechen kann. Die Wünschentaler aber könnten mit der Anstellung einer Ärztin wieder einmal beweisen, wie sehr sie auf der Höhe der Zeit stehen. Das Herumschnüffeln in den Schulhäusern, ob da das Beste an Reinigung und Lüftung geübt wird, das geht so stark ins hauswirtschaftliche Gebiet, dass es einer Frau ganz gut zur Bearbeitung überlassen werden könnte, wir Männer halten uns sowieso lieber ans Grosszügige, und doch ist die Kleinarbeit hier für den Erfolg ebenso wichtig. Wenn mein Mädels mit ihrem medizinischen Studium zu Ende ist, will ich ihm sachte beibringen, welches schönes, verdienstvolles Amt dasjenige einer Schulärztin wäre. Sie schwärmt dafür, dem Volke Helferin und Beraterin zu werden. Das hab ich ihr schon beliebt gemacht, sie sollte noch ein bis zwei Semester für psychologisch-pädagogische Studien verwenden; denn eine Schulärztin darf nicht nur für das *körperliche* Gedeihen der Jugend besorgt sein, sondern sie muss auch Helferin sein bei *seelischen* Störungen.“

Dr. Frohmann hatte sich ganz in Eifer geredet, und der Schuldirektor, der lange Auseinandersetzungen nicht liebte, hatte auf seinem Sessel bereits einige schwedische Turnübungen vorgenommen.

Nun bemerkte er mit vielsagendem Lächeln: „Kollege Frohmann, da wäre es wohl am besten, wenn wir mit der Anstellung eines Schularztes warten

würden, bis dein Fräulein Tochter sich als Schulärztin melden kann. Stellen wir eine Ärztin an, so haben wir es überdies in der Hand, noch  $\frac{1}{6}$  an Honorar zu sparen oder — —. Du sprachst ja sogar von Ehrenamt.“

„Gewiss,“ meinte Dr. Frohmann, „dabei habe ich aber nicht an meine Tochter, noch an irgendwen sonst gedacht, sondern — höre und staune — an mich selbst. „Habe die Ehre, mich vorzustellen als Wahlkandidat für das Ehrenamt des Schularztes in Wünschental.“

Die runden Schultern des Schuldirektors erschütterte ein Lachen, von dem er sich lange nicht erholen konnte. Dann hob er sein Glas, um mit dem Freunde auf den „guten Witz“ anzustossen.

Aber wieder blieb Dr. Frohmann ernst: „Sieh, Freund, meine Praxis habe ich so nach und nach den jungen Herren Kollegen abgetreten, habe mein Haus ordentlich bestellt. Ganz untätig sein, mag ich nicht, ein Kindernarr bin ich von jeher gewesen, aber bei Nacht und Nebel auf Wanderungen gehen und neue Erdenbürger holen, das passt mir nicht mehr. Da überlegte ich, wie es wäre, wenn ich in Wünschental Onkel Schularzt würde für ein paar Jährlein, bis mich mein Erzfeind mit der Knochenhand von diesem Posten abholt. Die Alten von Wünschental kenne ich zum grossen Teil und wüsste deshalb auch bald, wo's bei den Jungen etwa fehlen könnte. Das ist mein Ernst, nicht dass ich mich etwa aufdrängen will, aber da ihr für das Honorar gewiss anderweitig Verwendung findet, so liesse sich wohl über meinen Vorschlag reden.“

Der Schuldirektor, ein ausgezeichnete Finanzmann, war mit der Lösung der vorliegenden Kopfrechnung bald zu Ende, dann hielt er dem Freunde die Hand hin: „Ja, wenn's so gemeint ist, da schlage ich mit Freuden ein, und den guten Wünschentalern werden wir's schon beibringen.“ Und es wurde ihnen beigebracht.

Mit fast jugendlichem Eifer ging der über fünfzigjährige Dr. Frohmann daran, seine neue Praxis einzurichten. Er hatte sich bei seinem Freunde, dem Schuldirektor, ausgebeten, man möge ihm nicht zu viel dreinreden, sondern mit der Kritik warten, bis er eine Zeitlang gearbeitet habe.

Bald hing denn in jedem der Schulhäuser ein Plakat mit der Aufschrift: Schulhaus Jakobsblick, Sprechstunde des Schularztes für die Lehrer: jeden ersten Dienstag des Monats, nachmittags von 4—5 Uhr.

Schulhaus Krautgarten, Sprechstunde des Schularztes für Lehrer: jeden zweiten Mittwoch des Monats, von 11—12 Uhr usw. usw.

Während dieser Sprechstunden hatten die Lehrer und Lehrerinnen Gelegenheit, dem Schularzt Kinder vorzustellen, bei denen sie irgend eine Krankheitserscheinung wahrgenommen hatten. So gab es eine Zeit, da unter der Jugend die Kropfbildung in auffallender Weise sich zeigte, zu gewissen Jahreszeiten gab es Hautausschläge zu bekämpfen, eine Haarkrankheit trat auf, veitstanzartige Nervenstörungen kamen in einzelnen Klassen vor.

Dr. Frohmann unterliess nicht, über diese Erscheinungen genau Buch zu führen, und so legte er den Grund zu einer wertvollen Statistik über Schülerkrankheiten.

So sehr wie die Gesundheit der Schüler, lag ihm die Sorge für die Gesundheit des Lehrpersonals am Herzen und die sanitären Bedingungen, unter denen dieses arbeiten musste. Als einmal in einem Schulhause bei einem grossen Teil der Lehrerschaft dieselbe Krankheitserscheinung auftrat, ruhte Dr. Frohmann nicht, bis er die Ursache herausgefunden hatte. Sie beruhte auf einer durchaus

ungenügenden Ventilation der Schulräume besonders im Winter, wenn es verboten war, die Fenster längere Zeit zu öffnen. Das angestrengte Reden in dieser dicken Luft bewirkte bei den Lehrkräften eine gewisse Verarmung des Blutes an jenen Abwehrstoffen, welche bei Infektionen wirksam sein sollten — und so schleppten sie sich leidend durch den Winter, um im Frühling erst wieder freier aufzuatmen.

Der Schularzt aber verbündete sich mit der schulhygienischen Kommission und mit dem Stadtbaumeister, und überrumpelte eines Tages den Schuldirektor mit dem fertigen Plan und dem Kostenvoranschlag für eine einfache und praktische Ventilationsanlage für das Rosentalschulhaus.

„Das Budget, das Budget — erlaubt es nicht.“ verteidigte sich der geplagte Schuldirektor. „Welches Budget denn? Habt ihr etwa ein Budget für Stellvertretungskosten und vorzeitige Pensionierung von Lehrkräften, die unter ungesunden Bedingungen arbeiten?“

Nun, das Schulhaus bekam eine Ventilationsanlage, und in einem andern Schulhaus wurde die Erlaubnis erteilt, 4 dm<sup>2</sup> Fenster mehr zu öffnen als bisher. Die Lehrerschaft, die einem überall hineinguckenden und schnüffelnden Schularzt mit mässiger Freude entgegengesehen hatte, bekehrte sich zu einer warmen Dankbarkeit Dr. Frohmann gegenüber, die nicht geringer wurde, wenn Dr. Frohmann anhand seiner Beobachtungen, Erfahrungen und Statistiken der Lehrerkonferenz etwa einen Vortrag hielt über praktische Schulgesundheitspflege.

Ein reiches Mass von Arbeit brachte dem Schularzt jeweilen die Untersuchung der Schulanfänger. Wochenlang beschäftigten ihn die kleinen Schulrekruten; denn es gab unter ihnen eine grosse Zahl, die er zu sich nach Hause kommen liess, bei den raschen Untersuchungen im Schulzimmer sah er ja nur was vor den Augen war. Anlagen zu Rückgratverkrümmungen, Fehler im Knochenbau des Brustkastens und andere Mängel wollte er aber auch feststellen, damit sie nicht später als in der Schule erworbene Defekte dieser zur Last gelegt würden. Bei diesen genaueren Untersuchungen tat er auch Einblick in die vielfach unrichtige Ernährungsweise und Körperpflege der Kinder, und konnte den Müttern ernstlich zu Herzen reden. Ihm, dem Arzt, glaubten sie lieber als dem Lehrer oder der Lehrerin, die auch etwa auf diese Dinge aufmerksam machten.

Die Elementarlehrer durften sich auch Dr. Frohmanns Hilfe getrösten bei der Einschulung der Kinder nach ihren Anlagen und Defekten in Spezialklassen, Förderklassen, Taubstummenanstalten und Klassen für Schwachsichtige. Eltern, denen etwa das Verständnis für die körperliche oder geistige Schwäche ihrer Kleinen abging, sprach er mit überzeugender Liebenswürdigkeit zu, und viele haben ihm später gedankt für seinen guten Rat.

Es war selbstverständlich, dass Dr. Frohmann diesen Spezialklassen aller Art seine besondere Aufmerksamkeit schenkte, sie sind ja im Schulorganismus sozusagen die Krankenzimmer, und wo sollte denn der Arzt öfter hineingehen als eben ins Krankenzimmer. Er sagte sich: Leben *müssen* diese Kinder mit ihrem Gebrechen. Ihr ganzes Leben wird aber wegen desselben mehr oder weniger freudlos sein. Lassen wir ihnen in der Jugend also möglichste Fürsorge angedeihen, damit diese Jugend wenigstens von warmen Strahlen durchsonnt sei. Die bringen manches verkümmerte Pflänzchen doch zu einiger Entfaltung. Kranke Kinder sind vielfach eine Anklage gegen die Eltern, gegen manches, das faul ist in der menschlichen Gesellschaft. Machen wir an ihnen gut so viel wir können, dass sie nicht eines Tages in dunklem Wahn sich gegen die Mitmenschen

auflehnen. So dachte Dr. Frohmann, und die Schwachen und Schwächsten spürten es, und Kinder, deren schwere Zunge noch kaum ein deutliches Wort zu formen vermochte, stammelten bei seinem Eintritt glücklich: „De Herr Dokter“.

Die sogenannten interessanten Fälle für Dr. Frohmann waren die ungezogenen oder schwer erziehbaren Kinder. Er hatte die Überzeugung, dass zu ihrer Behandlung Arzt und Lehrer in gleicher Weise berufen seien, und so überwachte er diese Fälle ganz besonders. Wenn er die Notwendigkeit sah, ein solch gefährdetes Kind in ein anderes Milieu zu versetzen, so ruhte er nicht, bis es geschehen war, und wachte auch dann noch, ob das neue Erdreich nun dem versetzten Pflänzchen wirklich zusage.

Oft bemerkte Dr. Frohmann bei seinen Klassenbesuchen blasse, kraftlose Kinder mit mattem Blick. Die berief er alsbald zu einem besondern Untersuch und verschrieb ihnen ein stärkendes Mittel, einen Monat Waldschule oder eine ausserordentliche Ferienzeit mit Milchkur. Da, wo er annehmen musste, das Rezept werde aus Furcht vor den Kosten nicht in die Apotheke getragen, da gab er gleich das Mittel aus seiner eigenen Apotheke, die noch aus der Zeit seiner Privatpraxis stammte, und deren Vorräte, wie das Öl im Krüglein der Witwe, nie ganz ausgingen.

Oft musste Dr. Frohmann erfahren, dass Kinder, die sich sehr unwohl fühlten, dennoch zur Schule kamen, weil doch niemand daheim sei oder weil es daheim doch nicht geheizt sei. Es dauerte denn gar nicht lange, so entstand im Parke des städtischen Krankenhauses eine lange, neue Kinderbarake für diese Schulpatienten, wo sie gegen eine kleine Taxe oder auch gratis Aufnahme finden konnten.

Aufmerksam überwachte Dr. Frohmann auch die Schülerspeisung. Er sorgte dafür, dass diese Kinder, die des Mahles am Familientisch entbehren mussten, ihre Mahlzeit in einem freundlichen und saubern Raum und aus appetitlichem Geschirr einnehmen konnten. Gardinen und Blumen an den Fenstern, Gelegenheit, die Hände zu waschen und Mäntel und Tornister zu versorgen, fehlten in jenen Räumen nicht. Der Schularzt war auch davon überzeugt, dass es nicht genügt, die jugendlichen Kostgänger bloss mit Brühe zu füttern. Er setzte sich mit Hauswirtschaftslehrerinnen in Verbindung, und diese arbeiteten nach Nährwert, Zusammenstellung und Kosten vernünftige, kleine Menus für die Schülerspeisung aus. Dass das nötige Material: Dörrobst, Reis, Hülsenfrüchte, Nüsse, Kartoffeln, Käse usw. rechtzeitig eingekauft wurde, war eine besondere Sorge Dr. Frohmanns.

Mit all diesem Tun waren die Wünschentaler sehr einverstanden. Nur das nahmen sie ihrem Schularzt ein wenig übel, dass er manchmal etwas mehr Ferien diktierte, als in der Schulordnung vorgeschrieben waren. Das geschah z. B., wenn grosse Hitze herrschte oder schöne Eisbahn lockte, oder wenn ein Epidemielein im Lande war.

Eine Art von Ferien allerdings verschwand unter Dr. Frohmanns Leitung, nämlich jene, die manchen Kindern erteilt werden mussten zur Entfernung von Ungeziefer. Diese Kinder wurden jetzt nach dem Untersuch durch eine Schulcoiffeuse in einen Separatraum des Schulbades befohlen und dort ohne viel Federlesens einer wirksamen „chemischen Reinigung“ unterzogen. Nach ungefähr zweijähriger Tätigkeit Dr. Frohmanns fiel jedem Besucher der Schulen von Wünschental auf, wie sauber, wie rosig frisch und froh die Kinder dort aussahen, welche Reinlichkeit und frische Luft in den Schulhäusern herrschte.

Die Kollegen Dr. Frohmans freuten sich mit diesem seines Erfolges. Sie hatten auch einen Erfolg *für sich selbst* zu verzeichnen; denn die Wünschentaler Jugend und damit auch deren Eltern lernten zum Arzt Vertrauen fassen und quaksalberten nicht erst an ihren Gebrechen herum bis nicht mehr zu helfen war. Konnte der *Schularzt* den *Jungen* helfen, so konnte der *Hausarzt* nicht minder den *Alten* guten Rat geben. Nicht selten machte man den Wünschentalern Komplimente wegen ihrer vorzüglichen Einrichtungen auf dem Gebiete der Schulgesundheitspflege. Dann meinten sie wohl ganz bescheiden: Das könnt ihr auch haben, sucht nur einen Schularzt, wie *der Schularzt von Wünschental* einer ist —.

## Klara Barton.

„Ich habe keine Mission,“ sagte einst Klara Barton, „ich hatte auch niemals eine; aber ich habe immer mehr als genug Arbeit vor den Füßen, und ich muss schaffen, so viel ich kann, sie aus dem Wege zu räumen, dass ich weiter gehen kann.“ Dieser Ausspruch ist charakteristisch für Klara Bartons ganze, ausserordentlich segensvolle Laufbahn. Sie griff werktätig die Dinge an, ohne für mehr als einen Tag vor auszuschauen.

Dies erklärt vielleicht, weshalb sie, obschon sie entschieden für das Frauenstimmrecht war, doch nie Zeit fand, direkt dafür tätig zu sein. Sie besuchte aber oft nationale Frauenversammlungen, wo sie einen hervorragenden Platz als Rednerin einnahm. An dem letzten derartigen Kongress in Baltimore, den sie besuchte, richtete sie folgende Worte an die Zuhörer:

„Letzthin sagte mir jemand, dass jede Frau barhaupt in Susan B. Anthonys Gegenwart dastehen sollte. Ich habe aber sofort erwidert: Ja, und ebenso jeder Mann; denn ich glaube, die Arbeit der Frau dient nicht der Frau allein, sondern in gleichem Masse dem Manne. Wenn ihm die Hilfe der Frau zuteil wird, so sollte er froh sein, und er wird es auch sein. Aber jetzt ist es den Männern eben noch neu und ungewohnt, und sie können nicht begreifen, was es bedeutet. Doch wenn diese Hilfe kommt, so werden sie dankbar dafür werden. Diese Wandlung ist nicht mehr fern. Unser Land muss das Stimmrecht der Frau verstehen lernen, und es wird ein froher und grosser Tag sein, wenn es kommt.“

Klara Barton wurde am Weihnachtstage 1821, als letztes von fünf Kindern des Hauptmann Stephen und der Dolly geborne Stone in Nord-Oxford, Massachusetts, geboren. Ihr Grossvater und ihr Vater haben Feldzüge mitgemacht; Klara Barton aber hat ihr ganzes Leben für die Hilfe der Kämpfenden eingesetzt. „Sie stund für die Menschheit ihr Leben lang in der Feuerlinie. Das ist ihre Lebensgeschichte,“ schrieb einmal der Herausgeber einer Zeitung von ihr. Klara Barton war ein fröhliches Landkind. Sie half bei der Arbeit auf ihres Vaters Farm und tollte als rechter Wildfang herum. Ihr Lieblingsbruder David lehrte sie ohne Sattel reiten, eine Fertigkeit, die sich später für sie als grosses Glück erwies. In schon vorgerücktem Alter schrieb sie: „Bis zum heutigen Tage sitze ich im Sattel oder auf dem blossen Rücken eines Pferdes so sicher wie in einem Schaukelstuhl; nur macht mir jenes viel mehr Vergnügen.“

Da sie nur wenig Bildungsgelegenheit hatte, lernte sie von einem andern Bruder Mathematik. Ihre Schwester, eine Lehrerin, weckte ihr Interesse für Literatur und ihr Vater für Geschichte. Ihren Ordnungssinn, ihre Energie und